

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Donnerstag, 30. Januar.

1930.

(7. Fortsetzung.)

Lia.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

Deern und Lia stiegen auf den Hügel, wo Steuer-
mann Jürgen begraben lag. Ganz in der Ferne zog
schon der Seeteufel dahin, doch seine Segel blühten noch
hell herüber. Aber bald war das nicht viel mehr wie
ein Vogel, eine weiße Möve, die weit da draußen im
Blauen dahinschwamm und nun in den schimmernden
Weiten untertauchte. Lia wandte sich ab. Ihre Augen
schmerzten vor dem Flimmern der See.

„Nun sind wir zwei ganz allein“, sagte sie ernst und
schlicht. —

Der Seeteufel steuerte zunächst zwei ebenfalls Vogt
gehörenden Inseln zu. In drei Tagen erreichte er Pul.
Aber das Eiland bot einen traurigen Anblick. Ein
Taifun war über die Insel hinweggegangen. Finster
schritt Vogt zwischen den zerfetzten und geknickten Pal-
men dahin. Vor manchem Jahr hat er sie selbst pflan-
zen lassen. Nun war das alles auf Jahre hinaus zer-
stört. Statt Kopra einzunehmen, mußte das Schiff
seine Vorratsräume öffnen. Es wurden Nahrungs-
mittel an Land geschafft, damit die Insulaner Pul's
ihr Leben weiter fristen konnten. Ein erfreulicheres
Bild fand sich auf dem nördlicheren Kuoro vor. Die
Insel war vom Taifun verschont geblieben und reich-
liche Vorräte an Kopra und Trepang waren für Vogt
bereit gestellt.

Von Kuoro ging es nach Uluthi, der spanischen Re-
gierungsstation. Vogt hatte auf dieser größeren Insel
verschiedene Freunde und Bekannte, den Gouverneur
und den Kommandanten des Kreuzers San Sebastian,
Antonio Zapatero und José Ronda, zwei Kaufleute,
deren aufgestapelte Vorräte an Kopra in den Lade-
raum des Seeteufels wanderten. Festessen und Trink-
gelage, die sich tief in die Nacht ausdehnten, lösten ein-
ander ab. Am meisten aber weilte Vogt im Hause einer
hübschen, jungen Witwe, Pilar Estepa, deren Herz er
schon vor längerer Zeit gewonnen hatte, so daß er stets,
wenn er nach Hongkong fuhr, auf einige Tage sie auf-
suchte. Doch bald hieß es wieder scheiden. Der Seeteufel
lichtete wieder die Anker. Am Strande standen Vogts
Freunde und winkten herüber. Pilar Estepa ließ ein
weißes Tüchlein im Winde flattern.

„Adios hermosa senora Pilar“, murmelte Vogt be-
dauernd in seinen Bart und befahl die Segel aufzu-
ziehen. Langsam schob sich der Seeteufel in tiefer,
sicherer Fahrtrinne dem freien Meere zu. Als er an der
San Sebastian vorbeikam, flog grüßend die Flagge an
seinem Mast empor.

„Adios, adios“, rief der Kommandant herüber. Ein
Hornbläser schmetterte dem Segler den letzten Ab-
schiedsgruß des Kreuzers zu.

Drei Wochen später machte der Seeteufel im Hafen
von Hongkong fest. Das Polizeiboot stieß vom Quai
ab. Bald darauf kamen auch bereits mehrere Ge-
schäftsleute Vogts an. Nach einem kurzen, in der
Kabine eingenommenen Willkommtrunk entführten sie
ihn an Land und feierten in einer am Hafen gelegenen
Bar das unerwartete Wiedersehen mit vielen drinks.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von seiner An-
kunft durch die ganze Stadt. The King of the South
Seas war in Hongkong eine wohlbekannte und be-
liebte Persönlichkeit, die das hier rasch verdiente Geld

gerne mit beiden Händen austreute. Bald traten die
verschiedensten Leute in die Bar ein, mit irgendeinem
Anliegen oder in der Absicht, ein Geschäft abzuschließen.
Da kamen Kulis und Sänftenträger, Hausvermieter
und Möbelhändler, europäische Kaufleute, die nach
Kopra, Chinesen, die nach Trepang, der bei ihren
Landsleuten so beliebten Delikatesse, fragten.

Auch gute, alte Bekannte trafen ein und begrüßten
mit lautem Hallo den lange nicht mehr gesehenen
Freund. Von Mittag bis in den sinkenden Abend hin-
ein rollten die drinks die ausgepöchten Kehlen hinab
und der Barbesitzer rief sich zu dem guten Geschäft
schmunzelnd die Hände. Für alle, die hier versammelt
waren, galt es als Ehrensache, sitzen zu bleiben und
dem zehrfreudigen König der Südsee zu beweisen, daß
er die braven Leute von Hongkong doch nicht so rasch,
wie er wohl glaubte, unter den Tisch trinken konnte.

Aber schließlich blieb er doch Sieger. Was nicht das
Feld räumte, sah schwer, mit gläsernen Augen, heißem
Kopf und bleiernem Gliedern um den Tisch herum.
Endlich gab er das Zeichen zum Aufbruch. Mit sicheren
Schritten, denen man nicht eine Spur von dem Gelage
des ganzen Tages anmerkte, schritt er dem Hafen zu.

Als er im Sampan nach dem Seeteufel hinüber-
fuhr, nickte er zufrieden vor sich hin. Er wußte nun,
daß er Markt und Absatzgebiet noch nie so günstig ge-
troffen hatte. Auf vielen Inseln hatten Orkane ge-
wütet, längst angesagte Schiffe waren ausgeblieben
oder hatten so viel wie nichts mitgebracht. Es fehlte
in Hongkong an Kopra und Trepang. Er hatte den
ganzen Seeteufel davon voll. Nun hieß es, den Glücks-
fall auch gebührend auszunutzen.

Schon in aller Morgenfrühe kamen chinesische Händ-
ler und fragten nach Trepang. Als ihnen der Preis
für den Korb genannt wurde, schüttelten sie entsetzt die
Köpfe. „Can no do“, versicherten sie, suchten eilig ihre
Nischen auf und machten sich gedrückt davon. Andere
ihrer Zunftgenossen stiegen an Deck, schüttelten ebenso
mißbilligend wie ihre Vorgänger die langen, wohl-
gepflegten Böpfe und zogen gerade so eilig ab.

Am späten Vormittag rückte die Schar der europäi-
schen Kaufleute an. Die von Vogt verlangten Sätze
für die Tonne Kopra riefen helle Entrüstung hervor.
Er lachte, nötigte seine Kunden in die Kabine und be-
wirtete sie mit der besten Marke Champagner, die er
an Bord hatte. Mit süß-saurer Miene schlürften seine
Gäste die perlenden Tropfen und versuchten, dem König
der Südsee das Ungeheuerliche seiner Forderung mit
langen Reden klar zu machen. Er aber hörte sie kaum
an, trommelte mit den Fingern vergnüglich auf den
Tisch, zündete sich eine dicke Manilla an und blies den
betrühten Männern Hongkongs den Rauch in die
Nasen. Sie husteten, einer nach dem andern erhob sich
hoffnungslos und ließ sich wieder an Land rudern.
Mittags war die Kabine leer und Vogt hatte nicht das
Geringste verkauft. Aber seine Stimmung blieb, er
kannte seine Leute.

Sie kamen auch alle wieder, Chinesen und Europäer,
und gingen wieder, kehrten zum dritten und vierten
Male zurück und zeterten, feilschten und markteten,
wanden und krümmten sich. Es half ihnen nichts.

Schließlich hatte Bogt eine Woche nach seiner Ankunft alles, was er im Seeteufel mitgebracht, zu den von ihm bestimmten hohen Sätzen verkauft. Ganz Hongkong sprach von dem guten Geschäfte.

Nun wurden die Ankäufe für Lota bewerkstelligt. In wenigen Tagen war auch das geschehen. Karl überwachte das Einladen. Er machte sich nicht allzu viel aus Hongkong. Als Nischling war er auch von den Kreisen, in denen sein Vater verkehrte, so ziemlich ausgeschlossen.

Bogt kostete seine Freiheit aus. Den einen Tag war er Gast auf den Blumenbooten Kantons, am andern veruchte er den chinesischen Bankhaltern von Macao eine Schlappe beizubringen, am dritten trieb er sich mit seinen Geschäftsfreunden, die er so schwer gekränkt, aber auch schon wieder versöhnt hatte, in Hongkong selbst herum. Da gab es Ausflüge zu Wagen und zu Boot. Da gab es dinners und Champagnersuiten, die nicht enden wollten. Manchmal blieben die Männer unter sich, oft aber gesellten sich ihnen allerhand schillernde Zugvögel bei, die irgendein Schicksalswind nach Hongkong verweht hatte, blonde, schlanke Engländerinnen, kühl berechnende Amerikanerinnen und blasse, dunkeläugige Portugiesinnen. Das Geld rockte, der Sekt floß, zerbrochene Gläser klirrten auf dem Boden umher und die lustigen, fahrenden Frauen breiteten willfährig die Arme zu leichtem Liebespiel. — Und Bogt feierte die Feste mit, wie sie fielen, als der Jüngste einer.

Auf Lota war es still geworden. — Bogts laute Stimme, die sie alle gewöhnt waren, fehlte. Wilhelm traf seine Anordnungen in seiner bedächtigen und ruhigen Art. Auch bei Deern, der ihm beistand, so gut er konnte, gab es nicht leicht ein jähes und zorniges Aufklappen, einen lauten Wutausbruch. Das lustige Wolllehn Lotas fakte Vertrauen zu ihm. Sie fanden es alle bald heraus, daß sie ihm mehr als dem Herrn der Insel mit Fragen, kleinen Bitten und Anliegen kommen konnten. Er antwortete immer freundlich und griff, wo es möglich war, auch helfend ein.

Bei seinen Gängen begleitete ihn meistens Lia und machte seine Dolmetscherin. Mit jedem Tage verwuchsen sie mehr. Ungeklärt kosteten sie das Glück ihrer Liebe aus. Still und ohne alle anderen Wünsche lebten sie nur sich. Er konnte sie bald nicht mehr aus seinem Leben hinwegdenken. Zärtlich umfing sein Blick oft ihre ebenmäßige Gestalt, wenn sie schlank und so leicht, daß es sich wie ein Schweben ansah, neben ihm einherging. Immer schöner erschienen ihm ihre anmutigen Züge. Was sie ihm schenkte, dünkte ihm ein stets größer werdender Schatz zu sein. Er wollte ihn hüten, so gut er nur konnte. Mehr und mehr legte sie ihre anfängliche Scheu ab, wurde mit jedem Tage zutraulicher.

Sie unternahmen, wie früher, gemeinsame Segelfahrten, landeten in Along oder Torobol und machten dort weite Wege. Immer fester verwurzelte er in Lias herrlicher Inselheimat. Da waren kleine Ansiedelungen und Dörfer, die wie ein versunkener Garten Eden still unter dem breiten Schatten der Tropenbäume, eingeschlossen in lichtgrüne Orangenhaine, dahinträumten. Die Eingeborenen, die hier lebten, bewillkommneten Lia, die vielen von ihnen schon irgend etwas Gutes getan, stets mit herzlichster Freude, brachten ihr Blumen und Früchte, geschmackvoll gearbeitete Schildpattschalen und fein gewebte Matten als Geschenk. Die Kinder aber schienen an ihr wie an einer Mutter zu hängen, waren, so lange sie in der Nähe des Dorfes blieb, vor ihr nicht wegzubringen und gaben ihr, wenn sie fortging, oft ein Stück Weges das Geleite.

Am liebsten aber war es den beiden, wenn sie irgendwo weit ab von allen Menschen einsam rasten konnten, draußen im Boot oder Kanoe, gewiegt von der Woge des freien Meeres, oder auch mitten im dichtesten Busch, wo das lichte, unermessliche Grün wie eine laue, weiche Welle über ihnen zusammenschlug.

„Klaus, hast du Heimweh?“, fragte sie ihn da manchmal, und ihr dunkles Auge glitt forschend über seine Züge.

„Lia, wie sollte ich?“, antwortete er dann. „Es ist ja viel zu schön dazu auf eueren Inseln.“

Da nickte sie dann stets mit einem zufriedenen Lächeln und warf in ganzer Seligkeit die Arme um seinen Hals.

Statt einer Wanderung schlug Deern einmal einen Jagdang auf Tauben vor. Lia willigte ein. Katallog trug die zahmen Lockvögel mit. Sie wurden im Busche an Bäumen befestigt und die Jäger nahmen, durch Gestrauch versteckt, nicht weit davon Aufstellung. Das laute Gurren der angefesselten Tauben lockte bald einige ihrer in Freiheit lebenden Schwestern herbei. Mit hastigen Flügelschlägen kamen sie herbei, umkreisten die Lockvögel und ließen sich neugierig neben ihnen nieder. Rasch hob Lia Pfeil und Bogen, zielte und setzte nach einer Weile wieder ab, ohne den Pfeil zu entsenden.

„So schieß doch, Lia“, flüsterte Deern. Wieder hob sie den Bogen, wieder zielte sie, wieder setzte sie ab. Aus ihrer zusammengekauerten Stellung aufspringend, warf sie den Bogen Katallog zu. Erschreckt strichen die Wildtauben ab.

„Ich kann nicht mehr wie früher“, wandte sie sich ihm zu. „Seit ich selbst so glücklich bin, mag ich nicht mehr so ein armes, kleines Leben, das mir nichts zu Leide getan hat, vernichten.“

Sie zog ihn mit sich fort. Kopfschüttelnd sah Katallog den beiden nach.

Deern war es, als ob nichts, garnichts mehr zu seinem Glücke fehle. Er hätte den Tag, die Stunde am liebsten festhalten, das Rad der Zeit, das da immer weiter rohte, in seinem Laufe hemmen mögen.

Der Monun, der in den ersten Wochen, die Deern auf Lota weilte, immer lustig geweht hatte, ging allmählich schlafen. An manchen Tagen blies er wohl wieder ein wenig, meist aber war es windstill. Dann breitete sich eine schwere Schwüle. Über den regungslosen, gelblichen Kronen der Palmen flimmerte die heiße Luft wie flüssiges Gold. Gewaltig stach die Sonne hernieder, daß Kopf und Augen schmerzten. Die kleinen Insulanerkinder warfen aus dem Schatten mit Steinen nach ihr. „Böse, böse Sonne“, riefen sie hinauf. Die Luft war bleischwer und voll von schwülen, feuchten Dünsten. Wo sonst reiner Himmel gelacht hatte, lastete ein fahles Grau. Das leuchtende Blau der See wandelte sich zu einem matten, stumpfen, mißfarbigen Ton.

Noch schlimmer aber war die Nacht. Da stieg aus dem Meer und von der Erde das unermessliche Feuer, das eine grausame Sonne den ganzen Tag darüber ausgeschüttet hatte, wieder empor und hüllte alles in ein dampfende Blut ein. In dichten Scharen kamen aus dem Busch die Stechfliegen herangeschwirrt. Ihr metallener Kriegsgelächter verstummte nicht mehr, bis die Sonne wieder kam. Selbst das Moskitoneh verlagte mit seinem Schuch, da und dort drangen die bösen Feiniger ein. Und auch noch andere Plagegeister fanden ihren Weg zu Zimmer und Lager, vor allem die großen, giftigen Tausendfüßler.

Schlaflos wälzte sich Deern oft die ganze Nacht auf seinem Bette. Zweifel mannigfacher Art nagten in ihm. Sein Gewissen erwachte und mahnte. Diebstahl an einer Andern war sein Glück. Auf dem unsicheren Grunde des Treubruches baute er das Haus seiner Zukunft auf. Und Lottes Gestalt stand neben ihm und wollte nicht mehr von ihm weichen. Erst gegen Morgen versiel er meist in einen unruhigen Halbschlummer der wenig Erquickung brachte.

Mit jedem Tage legte sich ihm die Hitze schwerer auf die Nerven. Die Feuchtigkeit, die ringsum in der Luft lag, teilte sich Gesicht und Händen, dem ganzen Körper mit und war nie mehr ganz davon wegzubringen.

Was half es, daß ab und zu jetzt ein Regentag kam, und schweres Gewölk in breiten Strömen herabprasselte? Kaum hatte die Sintflut geendet, so war dieselbe Schwüle wie vorher, nur noch mehr von Nässe geschwängert. Die Erde dampfte und immer tiefer und schwerer schienen die Wolken herabdrücken zu wollen. Schon der Mittag wurde so dunkel wie die einbrechende Nacht, und bald brach der Abend herein. (Fortf. folgt.)

Stubenfrühling.

Wenn mir der Frost die Tür verkittet
Und sich zur Mauer häuft der Schnee,
Mein gelber Ofen wird zur Sonne,
Zum Gras mein grünes Kanadae.

Aus meiner frühen Zimmerlampe
Wächst Schatten wie Gewölle im Lenz,
Und der Gesang des Kaffeelochers
Macht selbst den Vögelchen Konkurrenz.

Gottfried Kinkel

Bergfahrt im Winter.

Von Walter Dies.

Der letzte Tag meiner Skifahren in dem herrlichen Dörfchen Berwang war angebrochen. Leider, denn die verfloßenen vierzehn Tage hatten mir so viel Schönes geboten, hatten mich vor allem in der Kunst des Skifahrens so viel weiter gebracht, weiter als ich erwartet hatte, so daß ich nur schweren Herzens an den morgigen Abschied dachte. Aber dieser Tag sollte noch ausgenutzt werden. Meister Mossauer, unser Stillehrer, ein jorscher Draufgänger, der von seinen Schülern zu deren Vorteil allerhand verlangte, will eine vor drei Wochen überhaupt zum erstenmal im Winter ausgeführte Tour wiederholen. Es galt den Hönig, der direkt vor dem Orte ziemlich steil in die Höhe ragt, zu ersteigen und dann oben am Grat entlang zu fahren, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Abfahrt ins Lawinental bot, und durch dieses dann wieder nach Berwang zurück.

Schlag acht Uhr schnallten wir vorm Haus die Bretter, die gründlich mit Steigwachs behandelt worden waren, an. Außer Mossauer waren wir vier Herren und ein Mädel, das aber besser fuhr als jeder von uns vier. Die Sonne war schon hinter der Zugspitze aufgegangen und tauchte alles in ihr Gold, die Luft war so klar, es war ein herrlicher Morgen. Zuerst ging es auf bekannter Spur zum „Diotenhügel“, unserm Übungshügel, wo wir sonst jeden Morgen geschliffen wurden und wo manche „Badewanne“ von unseren mannigfaltigen Stürzen seugte.

Nun begann der Anstieg; Mossauer zog die Spur, in der wir einer nach dem andern folgten. In langen Serpentinen gewannen wir langsam an Höhe und mächtig warm wurde uns dabei. Bei der nächsten Spitzkehre halte ich, Jacke aus, und alle folgen meinem Beispiel. Ah, in Hemdsärmeln steigt es sich noch mal so gut. Schmidtschen sogar im ärmellosen Pullover. Nun wird allmählich der Blick frei, und unter uns liegt Berwang, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut. Langsam aber sicher zieht Mossauer seine Spur. Die Spitzkehren mehrten sich. Nun ist die letzte Tanne erreicht. Vor drei Wochen wurde sie dem Doktor zum rettenden Anker, als er einige Meter oberhalb ins Rutschen kam. Ja, jetzt heißt es äußerst vorsichtig sein. Nur durch scharfes Ranten findet man Halt an den vereisten Hängen. Jede Spitzkehre hält auf, da man sich erst eine kleine Plattform treten muß, um wenden zu können. Jeder hilft seinem Vordermann, indem er mit der Stockspitze den wendenden Ski unterfängt und ihm Halt gibt. Mädeln schnell müssen die Rehren gemacht werden, denn hier oben bläst es kräftig, und leicht kann einen der Wind aus dem Gleichgewicht bringen. Immer steiler wird es. „Antenne“ an zweiter Stelle ist heute nicht ganz auf der Höhe, und so ist Mossauer schon ein gutes Stück voraus. Kurz unterhalb des Gipfels stehen nacheinander drei kleine Hühnhütten. Die zweite hat er erreicht und sich im Windschatten zum Frühstücken niedergelassen. Abermüht schallt sein Jodeln zu uns herunter. Jetzt kommt die steilste Stelle, zwischen der ersten und zweiten Hütte. Wenn man hinausschaut, kann man ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken. Fast schneefrei ist es hier. Da die fast senkrechten Grassänge dem Schnee keinen Halt verleihen, so ist alles weggeweht worden. „Bretter ab!“ ruft Mossauer uns zu. Ja, das ist das einzige Richtige, und in den von ihm getretenen Fußstapfen geht es hinauf. Aber drei Stunden dauert nun schon der Anstieg, und so tut uns die kleine Rast gut.

Drunter, ganz klein, liegt Berwang. Auf dem „Diotenhügel“ wimmelt es von schwarzen Punkten. Dort wird fleißig geübt. Doch wie viel schöner ist es, das Gelernte in die Tat umzusetzen und hier hoch oben in den heißen, unberührten Schnee seine Spur zu ziehen.

Noch eine kleine halbe Stunde und es ist erreicht, schon ganz in der Nähe winkt die Gipelschwärze. Aber anstrengend ist dies letzte Stück. Immer schmaler wird das Band, das zum Gipfel führt. Da heißt es dann anstatt Spitzkehren Treppenschritt. Treppenschritt, bis der Bergstübchen müde ist, dann Wenden und wieder Treppenschritt. Ganz windstill ist es geworden und unbarmherzig brennt die Sonne. Die

Luft klimmert ordentlich über den weißen Schneefeldern. Niemand ist mehr ohne Schneebürste.

Jetzt sind wir oben, die Wächte macht noch einige Schwierigkeiten, und dann stehen wir auf dem kleinen Gipfelplateau. Fester Harsch ist hier oben, so daß abgescnallt werden kann. Und jetzt schneift das Auge frei umher. Ist das schön! Vor uns langsam abfallend der lange Grat, von mächtig überhängenden Wächten gekrönt. Links unten das Lawinental, vom felsigen Rotenstein abgeschlossen. Hinter uns der imposante Thanner in seiner ganzen erhebenden Größe, Zug- und Bleispitze greifbar nahe, und im Süden ein unübersehbares Gipfelmeer. Andächtig stehen wir und können uns kaum sattsehen. — Gipfelglück! — Mossauer hat inzwischen einige Aufnahmen gemacht. „Antenne“ raucht seine übliche Gipfelsigarette. Ich schau mir den Grat immer wieder und wieder an, und Mossauer, meine Gedanken erratend, sagte: „Ja, da geht's entlang. Da heißt's auf den Millimeter Spur fahren und fest auf den Beinen stehen; wer fällt, kommt ins Rutschen und ist rettungslos verrückt.“ Auf seinen Rat werden die Bretter nochmals mit Steigwachs behandelt, damit es nicht gar zu schnell geht, die Lawinenschnur für alle Fälle ausgepackt und festgebunden. Mossauer hat unterdeh eine Apfelsine geschält, in sechs Teile gebrochen und jedem ein Stück reichend, meint er lakonisch: „Die letzte Schluck.“ Zaden und Handschuhe an, und dann geht's los. Langsam, in Stemmstellung, beide Stöcke an der Bergseite.

Mossauer ist voraus gefahren und beobachtet unsere Abfahrt. „Nur mit der Ruhe. Nicht zu hoch hinauf auf die Wächte, genau Spur fahren.“ Es geht einfacher, als es aussieht. Die steilste Stelle liegt hinter uns, nun steigt der Grat wieder etwas. Wie hier oben die Sonne brennt und wie der Schnee sie zurückstrahlt. Immer weiter geht es den Grat entlang und immer in Stemmstellung. An Biegungen öffnen sich herrliche Blicke auf die mindestens zwei Meter starken, weit überhängenden Wächten. Munter hüft das Ende von Mossauers Lawinenschnur vor mir auf und ab.

Jetzt hält er, hier ist die Stelle, wo wir den Grat verlassen müssen, um ins Tal abfahren zu können. Vorsichtig wird ein Weg durch die Wächte gebahnt. Ohne die Bretter ging's besser, aber wir wären dann ins Bodenlose gesunken. Der Schnee ist in der Mittagssonne weich und schwer geworden. Aber auch dies Hindernis wird überwunden und einer nach dem andern folgt den Spuren Mossauers, der in saulender Schleifenfahrt rasch und immer rascher zu Tal gleitet. Herrlich ist diese Abfahrt. Manchmal sind die Bretter kaum zu händigen. Ein Telemark reißt sich an den andern. Zweimal schlage ich hierbei schwer nach außen. Ich bin den weichen Schnee, über den insolge des tiefen Einsinkens die Skispitzen kaum hinaustragen, nicht gewöhnt. Elegant gleitet Schmidtschen an mir vorbei. Donnerwetter, wie das Mädel fährt! Doch den drei andern geht es nicht besser als mir, und mehrere „Badewannen“ unterbrechen bald unsere Spuren als Zeichen unserer innigen Bekanntschaft mit dem schönen, weichen Schnee. Weiter geht es. Nun über die sanften Hänge einer Hochalm. Dort ist auch die Hütte, wo eine kurze Rast uns alle wieder vereint.

Vor einigen Tagen mußte Mossauer noch spät am Abend von hier einen Skifahrer, der sich ein Bein gebrochen hatte, bergen helfen. Kurz vor der Hütte bricht mein einer Stock bis fast an die Schlaufe in den Schnee ein. Der Schneeteller ist verloren gegangen. Nach kurzem Suchen finde ich ihn, der Splint hatte sich gelockert und war herausgefallen. Doch der Schaden ist mit einem, aus dem Holzwerk der Hütte herausgezogenen Nagel bald beseitigt. Jetzt kommt der schönste Teil der Abfahrt. Immer auf der Sohle des Hochtales. In vielen Windungen, bald am rechten, bald am linken Hang, geht es in ununterbrochener Fahrt abwärts. Nun sehen wir auch, daß das Tal mit Recht Lawinental heißt. Überall sind weiche niedergegangen und sperren uns nun mit ihren hartgefrorenen Schollen den Weg. Die meisten können wir leicht umfahren, über einige müssen wir jedoch hinwegklettern. Immer tiefer schneidet das Tal ein und immer unwegsamer wird der Talboden. So müssen wir unseren Weg am Hang entlang nehmen. Jetzt kommt noch ein Stück Wald und nachdem dieses noch durchquert ist, öffnet sich das Tal und vor uns liegt Berwang. Noch einige Kilometer Langlauf, der insolge des winkenden Mittagessens fast zum Bettlauf wird, und wir sind wieder zu Hause.

Am nächsten Tag fahre ich in der Bahn nach München und fahre entlang an all den bekannten Orten am Fuße der Zugspitze. Wie schön ist doch das stille Berawärdchen Berwang in seiner Abgeschlossenheit und mit seinen Besuchern, die wahre Bergfreunde sind und den Zwang der Gesellschaft nicht mit nach dort bringen, gegenüber diesen Winterturorten mit ihren Hotelpalästen, deren Gästen der Skisport größtenteils Modefrage ist und für die eine Bergfahrt, wie meine gestrige, kaum in Frage kommt. Da reist in mir der Entschluß: „Der nächste Winter steht mich wieder dort.“



Von der Spielzeug-Lokomotive zum Walzwerk.

Von Dipl. Ing. Otto Wulff.

Heute dürfte es noch kaum einen einzigen Zweig des Wirtschaftslebens geben, in dem nicht in größerem Ausmaß die feine Handarbeit durch den Elektromotor ersetzt wurde. Über diese Umstellung nur noch eine Frage der Zeit ist. Ein Elektromotor von einem Tausendstel PS. treibt die Spielzeug-Lokomotive, und solche von mehreren tausend PS. haben im Walzwerk Eingang gefunden. Deutlicher läßt sich nicht zeigen, wie weit die Leistungsgrenzen für den Elektromotor nunmehr gezogen sind.

Der beste Nutzen eines Elektromotors ist dann zu erwarten, wenn er mit einer großen Umdrehungszahl arbeitet, weil dadurch Gewicht und Abmessungen klein bleiben. Nimmt man den Staubsauger als Beispiel, so sieht man, daß der Elektromotor 6000 bis 8000 Umdrehungen in der Minute ausführt. Eine geringere Umdrehungszahl ist nur durch größere Abmessungen des Motors oder durch Zwischenschaltung eines Getriebes möglich, bei dem ein kleines Zahnrad, das unmittelbar durch den Elektromotor angetrieben wird, ein großes Rad in Bewegung setzt. Dies geschieht beispielsweise bei Klappbrücken. Zuweilen wird ein langsam laufender Elektromotor unmittelbar mit Maschinen gekuppelt, wie dies bei Fördermaschinen im Bergbau geschieht. Große Vorteile bringt der Elektromotor als Ersatz der Dampfmaschine, wo deren Verwendung aus besonderen Gründen oder mit Rücksicht auf die Raumentwicklung nicht angemessen erscheint, wie beim Eisenbahnverkehr im Bereich städtischer Ansiedlungen. Ein weiteres Beispiel ist die Anwendung der elektrischen Ramme, wodurch der lästige Rauch und das Dröhnen der Dampfmaschine vermieden werden.

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann naturgemäß keine vollständige Übersicht der Entwicklung der elektromotorischen Antriebskraft auf den verschiedensten Gebieten gegeben werden, und man muß sich deshalb auf die bemerkenswertesten und bedeutendsten Anwendungen beschränken. Hierzu gehört die Entwicklung des Aufzugswesens, wo die hydraulische Bewegung durch den Elektromotor fast verdrängt ist. In manchen Fällen hat man das hydraulische System beibehalten und statt der Speisung des Aufzugszylinders durch Wasser aus der Leitung eine Pumpenanlage gebaut, bei der ein Elektromotor die Pumpen antreibt. Diese elektrohdraulische Bewegung hat auch für andere Zwecke Verwendung gefunden, wenn eine äußerst empfindliche und veränderliche Regulierung großer Kräfte verlangt wird, wie bei der Steuerung großer Schiffe. Eine weitere Verwendung, bei der ein unmittelbarer Anschluß an die Wasserleitung durch die elektromotorische Bewegung in vorteilhafter Weise ersetzt wird, findet man bei den Springbrunnen. Springbrunnen und Fountains sind oft abgelehnt worden, weil sie enorme Wassermengen verbrauchen, obgleich sie in der staubigen Stadt ungemein erfrischend sind. Dank des Elektromotors sind diese Einwände nicht mehr berechtigt, denn das herunterfallende Wasser kann durch eine elektrische Pumpenanlage immer wieder benutzt werden.

Der Elektromotor ist auch ein mächtiges Hilfsmittel für den Antrieb von Werkzeugen in großen Unternehmungen und im Kleinbetrieb geworden. Elektrische Bohrmaschinen und elektrische tragbare Schleifmaschinen bedeuten eine derartige Erleichterung aller Arbeiten, daß sie überall Eingang gefunden haben.

Ein ungemein wirksames Handwerkzeug ist die elektrisch angetriebene Schere oder Stoffschneidemaschine. Dieses Gerät in der Form eines Bügeleisens besitzt ein Messer, das sich mit großer Geschwindigkeit auf und ab bewegt. Es arbeitet mit einer Schnur, und man kann hundert Stofflagen, die auf einem Arbeitstisch ausgebreitet liegen, gleichzeitig in allen Richtungen schneiden.

In Werken und Werkstätten hat der Elektromotor in großem Umfang dazu beigetragen, die Nachteile und Gefahren zu beseitigen, die durch Riemenübertragungen bedingt sind. Hier und dort wurden Riemen überhaupt abgeschafft und Maschinen sowie Werkzeuge werden einzeln mit Elektromotor getrieben, gegebenenfalls durch Zwischenschaltung von Rädern.

Im übrigen hat der Elektromotor eine besondere soziale Bedeutung erhalten. Die große volkswirtschaftliche Bedeutung der freien Arbeit und des Kleinunternehmens kommen

erst jetzt wieder zur vollen Geltung, weil der selbständige Handwerker und der Kleinunternehmer dank des Elektromotors die mechanische Hilfskraft nicht mehr zu entbehren braucht und gegenüber der Großindustrie ohne die großen Anschaffungskosten einer Dampfmaschine oder eines Verbrennungsmotors wettbewerbsfähig bleibt.

Selbst wenn der Elektromotor keine anderen Anwendungsmöglichkeiten gefunden hätte als im Staubsauger, so würde dies schon genügen, seine hohe Einschätzung zu rechtfertigen, denn er allein hat die Anwendung der mechanischen Reinigung in jedem Haushalt ermöglicht. Die weitere technische Entwicklung wird auch bedingen, daß die heute noch zuweilen als störend empfundenen Geräusche, die sich bei seiner Verwendung ergeben, nicht mehr auftreten, und dann dürfte sich jeder gern zu jenen Menschen zählen, die als „Zeitgenosse“ jeden technischen Fortschritt begrüßen.

Der Sieg der Technik über die Natur.

Der Riesenstaudamm. — Die größte Gasfernleitung der Welt. — Neue Gebirgsbahnen.

Wenn wir einen Blick in die Zeitungen tun, dann lesen wir an hervorragender Stelle immer wieder von Katastrophen, die die Welt erschüttern. Wir meinen hier nicht jene Katastrophen, die ihre Ursache in Naturerscheinungen haben, sondern wir meinen jene Erschütterungen, die unser Wirtschaftsleben zum Schwanken bringen und manchem, der um seinen Besitz bangt, die Nachtruhe rauben. Diese Sorgen sind es, die uns oft daran hindern, allem Großen, das in unserer Zeit geschaffen wird, die gebührende Beachtung und Aufmerksamkeit zuzuwenden, um in den Errungenschaften der Neuzeit gewissermaßen einen Trost für die Schattenseiten der Gegenwart zu finden.

Es ist ja erst kurze Zeit her, daß in der Nähe der indischen Stadt Bombay der größte Staudamm der Welt in Betrieb genommen wurde. Mehr als 25 Jahre waren notwendig, um dieses gewaltige Werk zu vollenden. Wir haben es in ihm mit einem Sammelbecken zu tun, in dem rund 685 Millionen Kubikmeter Wasser gestaut werden. Diese ungeheure Wassermenge soll in Zeiten der Trockenheit zur Bewässerung des Landes dienen. Man muß wissen, daß Indien nicht selten unter Mitternachtsleiden, eine Folge der über großen Dürre, die oft monatelang auf dem Lande lastet. Dürre und Hungersnot hängen ursächlich miteinander zusammen. Das neue Stauwerk soll endgültig diese unerwünschten Gäste vertreiben. Der Staudamm hat eine Höhe von 58 Meter. 81 Schleusentore befinden sich in ihm. Er schließt eine Fläche von 23 000 Quadratmetern ein, die eine Durchschnittstiefe von 18 Meter erreicht. Man hat berechnet, daß die im Staubecken angesammelte Wassermenge Wasserkräfte in Stärke von 1200 PS. liefern könnte, an deren baldige Ausnützung gedacht wird.

Eine Gasfernleitung, deren Länge nicht weniger als 548 Kilometer beträgt, dürfte auch nicht gerade etwas allfälliges sein. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, in Amerika, hat man sie jetzt hergestellt. Sie führt von Amarillo nach Denver und dient der Ausnutzung der gewaltigen Erdgasvorräte in den Petroleumfeldern von Amarillo im Staate Texas, denen sie Tag für Tag 2,8 Millionen Kubikmeter Erdgas entführen. Das will nicht viel sagen; denn man schätzt die Vorräte auf 292,5 Milliarden Kubikmeter Erdgas. 30 Bohrlöcher sind vorhanden. Würde man die Fernleitungen restlos ausbauen, dann könnte man täglich 21 Millionen Kubikmeter Gas durch die Rohre treiben. Diese sind aus Siemens-Stahl hergestellt und durchqueren sogar Gewässer. Man benutzt die Leitung auch dazu, um mit Hilfe besonderer Anlagen aus dem Berngas Benzin zu gewinnen.

Von Indien und Amerika wollen wir zu unserem Kontinent zurückkehren. Da ist jetzt eine Eisenbahnlinie zwischen Frankreich und Spanien, die über die Pyrenäen hinwegführt, in Betrieb genommen worden. Die Strecke über die Berge ist 27,8 Kilometer lang, der Höhenunterschied beträgt 789 Meter. Durch 14 Tunnel führt der Weg, über 5 Brücken, jede 50 bis 60 Meter lang, rollen Personen- und Güterzüge mit einer Geschwindigkeit bis zu 60 Kilometer in der Stunde. Die Bahn wird auf der französischen Seite elektrisch betrieben. Den Strom liefern 4 Wasserkraftwerke. An der spanisch-französischen Grenze mitten in den Pyrenäen windet sich durch einen Tunnel, der fast 8 Kilometer lang ist, 2 weitere Eisenbahnlinien über die Pyrenäen sind geplant.